

## Buch, Presse und andere Druckmedien

### Thomas Birkner: Das Selbstgespräch der Zeit. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605 – 1914

Köln: Herbert von Halem Verlag 2012 (Reihe Öffentlichkeit und Geschichte), 429 S., ISBN 978-3-86962-045-9, € 30,-  
(Zugl. Dissertation an der Universität Hamburg 2011)

Was ist moderner Journalismus und seit wann existiert er (in Deutschland) (Vgl. S.19)? Diese von Rudolf Stöber (2005) aufgeworfenen Fragen wollte der Autor, Akademischer Rat am Münsteraner Institut für Kommunikationswissenschaft, im Kern – oder anfangs – in seiner Dissertation klären, die in Hamburg bei Siegfried Weischenberg 2011 verfasst wurde und nun in gedruckter Form vorliegt. Doch herausgekommen ist eine weitaus ambitioniertere gesamte „Geschichte des Journalismus in Deutschland von 1605 bis 1914“, die vom Doktorvater im Vorwort – „Schwergewicht“ in der Geschichtsschreibung des Journalismus (S.16) – gelobt, aber auch von den Rezensenten – als „gelungener“ „historisch informierter Überblick“ (Carsten Brosda in: Medien & Kommunikationswissenschaft, 60. Jg., H. 4, Dez. 2012, S. 599f, hier: S. 599) und als „Synopsis der bisherigen historisch orientierten Journalismusforschung“ (Walter Hömberg, in: Publizistik, 57. Jg., H.4, Dez. 2012, S. 468 – 470, hier S. 469) gewürdigt wird. Begründet hat Birkner diese gewaltige *tour d’horizont* damit, dass „die Geschichte des deutschen Journalismus, seiner Ursprünge

und der Entwicklungslinien hin zum Durchbruch des modernen Journalismus [...] bis heute weitestgehend unbekannt [ist]“ (S.19f). Diese Einschätzung stimmt wohl nicht ganz, bedient sich doch der Autor selbst durchaus imponierend der gesamten einschlägigen Forschung seit den 1920er Jahren – dokumentiert in 51 Druckseiten Literaturangaben –, stammt sie von Baumert, Prutz, Groth, Dovifat, Requate, Wilke, Dussel, Pürer/Raabe, Stöber, Faulstich, um nur die wichtigsten Vertreter zu nennen. Außerdem bezieht Birkner zu Recht die ebenso ergiebige Sozialgeschichtsschreibung mit ein, allerdings säuberlich rubriziert als nachbarliche Geschichtswissenschaft. Hätte er zudem die ebenfalls auswertbare Sozialgeschichtsschreibung der Literatur sowie die Mediengeschichte insgesamt hinreichend berücksichtigt, die gleichwohl in den Literaturangaben aufgeführt ist, wäre besagtes Urteil noch brüchiger geworden. Doch daran hindert ihn die mancherorts, gerade auch in Hamburg, gepflegte, fast schon kanonische Trennung von Journalismus und Medien – hier: Zeitungen und Zeitschriften –, die er allerdings nicht

begründet und bezeichnenderweise in seinen Rekursen nicht durchhalten kann. Ständig nimmt Birkner Bezug auf pressegeschichtliche Studien und die von ihnen dargestellten Entwicklungen, beachtet und beschreibt sie aber nur als journalismusspezifische – eine Unterscheidung, die Außensehenden nicht nur schief vorkommt, sondern auch unerklärlich bleibt.

Dieser artifizielle, nicht hinreichend explizierte Purismus – „Es gilt [...] definitorisch eine Trennung von Medien und Journalismus – ihre Interdependenzen mitdenkend – vorzunehmen“ (S.22) – durchzieht auch Birkners durchaus beeindruckenden, bedachten theoretischen Ansatz. Denn er will den modernen Journalismus nicht nur definieren und datieren, sondern für ihn auch valide „Charakteristika“ entwickeln. Dafür unterscheidet er mit Replik auf die Systemtheorie „exogene Rahmenbedingungen“, nämlich „Sozialstruktur und Kultur“, „Wirtschaft und Technologie“, „Politik und Recht“ (S.36ff) sowie – basierend auf Weischenbergs Journalismusmodell (S.27ff) – „endogene Charakteristika des modernen Journalismus“ (S.49ff), nämlich journalistische Institutionen, Aussagen und Akteure. Die spätestens mit der Drucktechnik beginnende Herausbildung, weitere Ausdifferenzierung und mindestens seit dem Aufkommen der Massenpresse bzw. -medien im 19. Jahrhundert sich formende, evidente Eigendynamik von Medialität – dynamisch als vielfach reklamierte Medialisierung, systemtheoretisch als eigenständiges Mediensystem apos-

trophiert – kommt in Birkners Konzept nun schon erwartungsgemäß nicht vor. Doch wie lassen sich besagte endogene Faktoren vorstellen und erst recht analysieren, ohne auf die sie sich bildenden medialen Grundlagen und Formierungen der Druckerzeugnisse einzugehen?

Über vier großen Abschnitte der deutschen Geschichte, von 1605 bis 1914, hinweg, deren Periodisierung nicht ganz einleuchtet und ebenfalls zu wenig begründet ist, dekliniert Birkner die genannten „Rahmenbedingungen“ durch und findet dafür jeweils markante Paradigmen bzw. „Großtrends“ (S.367), die er der allgemeinen und sozialen Geschichtsschreibung entnimmt. Solch strukturierte Vogelperspektive dürfte für Historiker nicht nur recht grobschlächtig sein, sie wirkt auch ein wenig schematisch und bemüht: So wird die immens lange Phase von 1603 bis 1848 pauschal als die der „Genese“ des Journalismus etikettiert. Aber in ihr ereignet sich außer der Anwendung des Drucks für Periodika viel mehr, was auch für den Journalismus relevant ist. Die Geschichtsbücher sind voll davon. Birkner hingegen bezeichnet diese riesige Zeitspanne aus seiner engen Perspektive als eine ohne „große Neuerungen“, da sich angeblich die journalistischen Aussagen kaum ändern (S.129); es dominieren die „chronologisch erzählende Nachricht“ in den Zeitungen, der „meinungsbetonte Essay“ in den Zeitschriften. Entgegen diesem Urteil führt Birkner selbst zusammenfassend etliche Dimensionen struktureller Art auf, die wohl nicht ohne Folgen für die Presseprodukten blieben: etwa die Herausbildung einer „vielfältigen Presselandschaft“, ein

allmählich lesendes Publikum, mit den bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen und Revolutionen ein sich politisierender Journalismus, der mit den sich eben erst bildenden politischen Parteien wechselseitig stimulierenden Allianzen einging (wie an Karl Marx und Heinrich Heine als „Prototypen“ politischer Journalisten und Akteure exemplifiziert wird), erste Anzeigenfinanzierungen und das staatliche Monopol des so genannten Intelligenzzwanges und endlich der tendenzielle Verfassungsrang der Presse- und Meinungsfreiheit. Und all diese Entwicklungen über mehr als 200 Jahre hinweg sollen bei den vorrangig nach den approbierten Kriterien von Aktualität und Universalität untersuchten journalistischen Aussagen keine Spuren hinterlassen haben?

In den folgenden knapp 25 Jahren von 1849 bis 1873, als „Formierung“ apostrophiert, seien dann die „Grundlagen für die Herausbildung der Charakteristika des modernen Journalismus gelegt“ worden (S.183). Bevölkerungswachstum, Urbanisierung, Technisierung, Ökonomisierung und Verrechtlichung begannen allmählich und markierten die allgemeinen Rahmenbedingungen. Die Presse selbst entwickelte sich allerdings nur mit ‚angezogener Handbremse‘ (S.183), die durch Rotationspresse mögliche Massenpresse fällt offenbar nicht ins Gewicht. Allerdings entstand aus der „Verschmelzung von korrespondierendem mit schriftstellerischem Journalismus“ „qualitativ etwas Neues“, nämlich ein „moderner informationsorientierter Tendenzjournalismus“ (S.184), vulgo: die Parteipresse. Dadurch ver-

fehlte die Presse aber ihre wirtschaftliche und politische Eigenständigkeit, die erst unter den kommenden „neuen sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Bedingungen“ (S.186) erreicht werden konnte.

Die ergeben sich zwischen 1874 und 1900, in der so genannten Phase der „Ausdifferenzierung“, als einerseits die Aufhebung des Intelligenzzwanges und die Expansion des Anzeigengeschäfts sowie die Entstehung der Generalanzeiger-Presse dem Journalismus und der Presse eine eigene ökonomische Basis bescherten und als andererseits sich der Journalismus von der nebenberuflichen Schriftstellerei löste, eine selbstständige Professionalität und ein besonderes Selbstbewusstsein entwickelte. Erstmals fanden sich arbeitsteilig strukturierte Redaktionen und Verlagshäuser. Begleitet wurden diese endogenen Prozesse von den fortgeschrittenen Dynamiken der „Demokratisierung, Verrechtlichung, Kapitalisierung, Technisierung, Urbanisierung und Alphabetisierung“ (S.262), die so summarisch und offenbar gleichgewichtig die „gesellschaftliche Beobachtung durch Journalismus [...] nicht nur möglich, sondern auch nötig machten“ (ebd.) – wie immer dies auch gehen soll. Denn die nun von mächtigen Konzernen produzierte und vermarktete Presse mutierte zunehmend zur unpolitischen oder nur noch versteckt politischen Unterhaltungsware mit neuen Ressorts wie Sport, Wetter, Romanen und Vermischtem, mit neuen Darstellungsformen wie Reportage und Leitartikel und einem schon professionelleren

Layout, das sich allmählich auch der Illustration und Fotografie öffnete (was Birkner kaum berücksichtigt).

Doch die entscheidende Zäsur, der „Durchbruch“ (S.264ff) zum modernen Journalismus begann offenbar erst nach der Jahrhundertwende, freilich „ungleichzeitig und zigtausendfach“ (S. 376), so dass sich kein exaktes Datum oder Jahr fixieren lässt. Allerdings ist er mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und der verordneten Zensur schon wieder vorbei. Der vorgeblich unabhängige Journalismus verlor seine angebliche Unabhängigkeit „zwischen Macht, Markt und Gesellschaft“ (S.362) und musste sich wieder dem politischen System und seinen maßgeblichen Kräften unterordnen – eine wohl nicht ganz zutreffende Einordnung, wenn man sich die schon vorzeitig aufheulende Kriegshetze und den frenetischen Jubel über die Mobilmachung der meisten deutschen Blätter vergegenwärtigt. Als „Kerncharakteristika des modernen Journalismus“ werden nur „die in Ressorts untergliederte Redaktion, professionalisierte Journalisten und die journalistischen Darstellungsformen, insbesondere die moderne Nachricht“ (S.375) mit ihren strikten Gestaltungsvorgaben genannt. Sie mussten sich unter den Zwängen von Zensur und Kriegsberichterstattung zu behaupten. Die mit dem Kriegsverlauf und der sich anbahnenden Niederlage wachsenden wirtschaftlichen Probleme lassen den Pressemarkt ohnehin schrumpfen.

Dem modernen Journalismus ist mithin zunächst nur eine kurze ‚Kind-

heit‘ beschieden. Als seine wichtigste Funktion lobt Birkner in Rekurs auf den Publizisten des Vormärz, Robert E. Prutz (1816 – 1872), die Ermöglichung und Wahrnehmung des „Selbstgespräches, welches die Zeit über sich selbst führt“ (S.17). Solch euphemistische Metaphern sind in der phänomenologisch-normativen Publizistikwissenschaft ungemein beliebt (gewesen), auch Birkner bemüht die seine wiederholt, bald auch im modernen systemtheoretischen Gewand: als modernes „Selbstbeobachtungssystem“ (S. 373), das öffentliche Themen setzt und strukturiert sowie Sinnzusammenhänge stiftet. Nur: was es konkret ist und bedeutet, für wen was in einer Phase relevant und vor allem von Interesse war und ist, wer davon profitiert (hat), wer von ihm ignoriert und wer von ihm diskriminiert wurde und wird – und dies über den immensen Zeitraum von über 300 Jahren hinweg, mit ganz unterschiedlichen sozialen, politischen, kulturellen und auch religiösen Konstellationen, darüber lässt Birkners Arbeit nichts verlauten. Ihr Rahmen ist wohl zu weit gesteckt, ihre theoretischer Ansatz zu ambitioniert, als dass sie solch konkrete Fragen beantworten könnte. Damit dürfte diese Arbeit nicht über den Stand deutscher Pressegeschichte hinausreichen.

Hans-Dieter Kübler  
(Werther)